

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Schicksale.

Roman von Heinrich Kornfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Amerikanisches Copyright by Carl Duncker 1914.)

(Fortsetzung.)

O — der Monsieur de Marjillargues konnte nicht einmal vom Hörensagen das Chateau de St. Chamant, das berühmte Schloß St. Chamant, das noch aus der Feudalzeit stammte, in dem Franz I. und Jahrhunderte später sogar der große Napoleon für einige Tage gewohnt haben sollten?!

Chateau St. Chamant, der Familie der Marquis gleichen Namens seit Jahrhunderten gehörig — einer der vornehmsten reichsten Adelsitze der Provinz!

Allerdings — der letzte Marquis de St. Chamant war vor drei Jahren gestorben, jedoch seine Witwe bewohnte noch das Schloß, lebte in absoluter Zurückgezogenheit!

Eine Deutsche — aber eine Frau . . . o ein wunderbares, hinreißend schönes Weib! Und kein Mensch auf hundert Meilen in der Umgegend verstand, weshalb sie sich nicht schon längst wieder verheiratet hatte. Denn an Bewerbern — daran fehlte es der interessanten millionenreichen Witwe natürlich nicht. Und wer konnte wissen — wer konnte sagen — und prophezeien und in die Zukunft blicken . . . auf Schloß St. Chamant war jetzt große deutsche Einquartierung. Es wimmelte nur so von Offizieren. Und eine wenn auch seit langen Jahren in Frankreich ansässige, in Frankreich naturalisierte, so doch immerhin in Deutschland geborene junge Frau — wenn sie wieder monatelang inmitten ihrer Landsleute lebte und die Puldungen junger deutscher Offiziere entgemahm . . . wer konnte wissen — wer konnte prophezeien und in die Zukunft blicken?!

Alphonse de Marjillargues aber drehte umastvoll und spielerisch das Weinglas, unterbrach mit keinem Wort, nickte nur hin und wieder bestätigend.

Und als der redselige Monsieur Bourdin zuende war, da äußerte sein Gast den Wunsch, diesen Steinbruch „Bon espoir“ als ersten persönlich in Augenschein zu nehmen.

„Aber wir haben etwa anderthalb Stunden über Land zu fahren Monsieur de Marjillargues.“

„Ich scheue mich davor nicht, Monsieur Bourdin.“

„Außerdem sind die Federn meines Wagens nicht mehr sonderlich instand. Ich fürchte also, diese Fahrt wird Monsieur de Marjillargues wenig Freude machen.“

„Vor ein klein wenig Unbequemlichkeit scheue ich mich nicht.“

„Und außerdem ist der Steinbruch vollständig von der Belegmannschaft verlassen. Wir werden also niemanden finden, der uns führt, der uns in die Schächte einfahren läßt.“

„Es kommt mir vorläufig auch nur darauf an, mich über die Lage des Steinbruches und die Transportmöglichkeiten und Wegeverhältnisse zu informieren.“

Da gab Monsieur Bourdin seine Bedenken notgedrungen auf. Denn daß er einen gelinden Schauer davor empfand, sich dem Schlachtfelde an der Marne und den deutsch-französischen Schützengraben zu dicht zu nähern — das durfte er doch natürlich nicht merken lassen. Wozu war man denn französischer Bürger und Patriot?!

Also wurde die Verabredung getroffen, daß man am nächsten Vormittag gegen 10 Uhr Batry verlassen und zur Besichtigung des Steinbruches „Bon espoir“ hinausfahren würde. Als Monsieur Bourdin sich an diesem Abend zu Bett legte, befand er sich trotz der bevorstehenden drohenden Annäherung an die deutsch-französische Gefechtslinie in einer geradezu glückseligen Stimmung.

Denn seine Phantasie, die nach der geschäftlichen Seite hin hervorragend ausgebildet war, sah schon ein lockendes Zukunftsbild:

Der ehrenwerte Monsieur de Marjillargues war ein verlappter Millionär, hatte sich zum Besitzer des Steinbruches „Bon espoir“ gemacht, hatte auch noch andere Steinbrüche dazu gekauft, besaß in Batry eine entzündende extra für ihn von einem ersten Pariser Künstler gebaute Villa und trank jeden Abend in der Extra-Stube des Central-Hotels eine Flasche teuersten Burgunders. Manchmal wurden das sogar zwei . . . und immer dann, wenn Monsieur Bourdin von Monsieur de Marjillargues zu Gast geladen war.

Als am folgenden Tage die Sonne dem Westen zueilte und der Abend über das Land sank — da fuhr Alphonse de Marjillargues mit dem Wirt des Central-Hotels wieder nach Batry zurück.

Sie befanden sich beide in ausnehmend guter Stimmung. Die des Monsieur Bourdin hatte sogar eine schwindelnde Höhe erklommen. Wie hätte er vermutet, daß in dem offenbar schwerreichen Monsieur de Marjillargues ein so jovialer lebenswürdiger Herr steckte.

Was war das den ganzen Tag über für eine Freude gewesen, mit dem Pariser Gast zusammen zu sein. Wie hatte er sich bis ins kleinste die Steinbrüche „Bon espoir“ angesehen; wie lebhaft hatte er sich für all die Einzelheiten des Zersprengens der Kalkstein interessiert! Der ganze Vormittag war darüber hingegangen. Und nach dem improvisierten Diner, das Monsieur Bourdin aus den mitgebrachten Vorräten hergerichtet, erhielt der Inspektionsgang seine Fortsetzung. Fast unglaublich, wie lebhaft das Interesse des Monsieur de Marjillargues für all die Einzelheiten der Kalkstein Sprengung war. Und als die Sonne sich dem Westen zuneigte, da entdeckte er doch tatsächlich etwas, was dem Monsieur Bourdin bisher völlig entgangen war: — in einer abgelegenen Mulde lag ein kleines, von grün bewachsenen Erdwällen fast völlig verdecktes Block-

haus, worin die Sprengvorräte des Steinbruchs lagerten. Um das Blockhaus herum ein runder Erdwall, der bis über das Hütendach reichte — eine Vorsichtsmaßregel, damit für den Fall einer Explosion die Dynamitmassen nicht ringsum Verheerungen anrichten konnten, sondern wirkungslos senkrecht in der Luft verpuffen mußten.

Wißbegierig war dieser Monsieur de Marfillargues wie ein kleines Mädchen. War den Erdwall herübergeklettert, hatte die nur lose im Schloß hängende Hütentür geöffnet. Und was sie beide dann im Innern dieser Hütte entdeckten, das hatte ihre kühnsten Erwartungen übertroffen: — standen doch da hundert Kisten zu je 25 Kilogramm Dynamitpatronen! Auch Sprengkapseln und Zündschnüre in reichlicher Menge! Dem Monsieur Bourdin lief ein Schauer nach dem andern über den Rücken, wie er seinen Gast seelenruhig zwischen den Dynamitkisten stehen sah, wie dieser sich alle Einzelheiten der Hüteneinrichtung aufs genaueste betrachtete.

Nicht um alle Schätze Indiens hätte sich der Wirt des Zentralhotels in das Innere des Blockhauses gewagt. Und hätte nicht die tiefstehende Sonne dringend zur Rückkehr gemahnt — wer weiß, wie lange Monsieur de Marfillargues sich noch den Inhalt der Kisten, die Zündschnüre und Sprengkapseln und all das lebensgefährliche Durcheinander angesehen hätte.

Ein schöner Tag war es gewesen — wirklich ein reizender interessanter Tag. Und Monsieur Bourdin hegte, während sie in den Hof des Zentral-Hotels einfuhren und vom Wagen herunterkletterten, nicht die mindesten Zweifel mehr, in wem er den neuen Besitzer des Steinbruchs „Bon espoir“ zu vermuten habe.

Ein vornehmer lebenswürdiger, aber überdies auch wirklich nobler Herr, dieser Monsieur de Marfillargues! Und seinen Wirt nach dem Abendessen abermals zu einer Flasche erlesenen Bordeaux ein, hatte nichts dagegen, als dieser ersten Flasche eine zweite und dritte folgte; und hörte interessiert zu, wie der gute Monsieur Bourdin von Batz und seiner Umgebung erzählte.

Besonders das Chateau St. Chamant schien ihn zu interessieren. Natürlich — welchen Menschen von Geschmack und historischer Bildung reizt es nicht, sich über die Entstehungsgeschichte dieses alten Raubritternestes erzählen zu lassen.

Unermüdblich war der Monsieur de Marfillargues in immer neuen Fragen — und glücklicherweise vermochte ihm der brave Monsieur Bourdin nach dieser Richtung hin ein gleichwertiges Paroli zu bieten. Und sogar noch mehr als das.

Da hatte doch noch vor acht Jahren der inzwischen verstorbene Marquis René de St. Chamant im Park ein Kavalierrhaus aufführen lassen. Mehrere Monate nahm dieser Bau in Anspruch. Und während der ganzen Zeit hatte der leitende Baumeister, ein Reims'er Herr, im Zentral-Hotel von Batz gewohnt. Aus dieser Zeit her existierten auch noch ein paar skizzierte Grundrisszeichnungen des Kavalierrhauses, die der Baumeister bei seiner Abreise wohl vergessen oder als wertlos beiseite geworfen. Monsieur Bourdin besaß die Blätter noch. Und es machte ihm wirklich Freude, als er hörte, daß der Monsieur de Marfillargues aus Liebhaberei gleichfalls so ein halber Architekt sei und daher diese Grundrisszeichnungen sich ganz gern einmal ansehen würde.

Nichts leichter als das. Der Monsieur de Marfillargues durfte sie sogar behalten; waren sie doch für den Wirt des Zentral-Hotels längst nur noch wertlose Makulatur, die ihm im Schreibtisch verstaubte.

Wie gesagt — das war heut ein reizender wunderschöner Tag gewesen! Monsieur Bourdin war davon ebenso überzeugt wie Monsieur de Marfillargues. Und als sie sich spät in der Nacht trennten und der Pariser Gast die Grundrisszeichnungen des Kavalierrhauses von St. Chamant in seine Tasche schob, da schüttelte er dem Besitzer des Zentral-Hotels jovial die Hand und sprach die Hoffnung aus, daß sie sich beide auch in Zukunft so glänzend verstehen würden. . . was den feisten Monsieur Bourdin veranlaßte, einen Kratzfuß nach dem andern zu machen. Inzögernd überflügelte er sich dabei schon den künftigen annähernden Verbrauch edelsten Bordeaux, den er dank der Generosität seines Gastes auf der Debetseite des Hauptbuches würde verzeichnen können.

Alphonse de Marfillargues hatte die Bahn betreten, die ihn zu seinem Ziel führen sollte. Er war zu klug, an Zufälle zu glauben — doch er war auch zu nüchtern, um etwa davon überzeugt zu sein, daß es das Schicksal sei, das durch die Ergebnisse dieses Tages die Entscheidung über Leben und Tod vieler nichtsahnender Menschen in seine — Alphonse de Marfillargues — Hand legte.

Er hatte oben in seinem Zimmer das elektrische Licht angebracht, hatte die flüchtigen Grundrisszeichnungen des Reims'er Architekten auf dem Tisch ausgebreitet, sah tief darüber gebeugt, ließ seine Augen tastend über die Striche, Zeichnungen, Schraffierungen, Rundbögen und Zahlenkolonnen wandern. Fieberhaft und doch eisig kühl arbeitete sein Gehirn, seine Phantasie. . . und es war noch keine halbe Stunde scharfen Studiums verfloßen, da hatte sich Alphonse de Marfillargues informiert. Soweit wenigstens, als es die flüchtigen Skizzen des Architekten zuließen. Andeutungen nur waren es; gewissermaßen Vorschläge, die er sich selbst beim Entwurf des Bauplanes gemacht. Und doch — Alphonse de Marfillargues kannte jetzt die Lage der einzelnen Räume des Kavalierrhauses, kannte Länge, Breite und Tiefe der Kellereien.

Eine Tatsache insbesondere war es, die Alphonse de Marfillargues Größelkeiten in eine ganz bestimmte Richtung zwang, sie unerbittlich festhielt: — das erst vor wenigen Jahren gebaute Kavalierrhaus mußte schon einmal in längst verklungener Zeit einen Vorgänger gehabt haben; jedenfalls war es auf alten Fundamenten errichtet worden — auf Fundamenten, die noch aus der Zeit der Hugenottenkämpfe stammten und tief in den aus weichen Kalkstein bestehenden Untergrund reichten. Die Erbauer des ersten Kavalierrhauses hatten wohl den Anforderungen ihrer sturmbelegten Zeit Rechnung getragen und für Fluchtmöglichkeiten gesorgt. Ließ sich doch mit Leichtigkeit in dem zerklüfteten weichen Kalkstein ein Gang aushöhlen, der vom Hauptkeller des Kavalierrhauses ausging und in einen etwa vier Kilometer entfernten, noch aus der Römerzeit stammenden Steinbruch endigte.

Ein paar flüchtige Bleistiftnotizen auf der Grundriss-Skizze des Reims'er Architekten wiesen den Phantasien Alphonse de Marfillargues diese Richtung. Und wenn er noch dazu nahm, was ihm der Wirt des Zentral-Hotels vom Alter des Chateau St. Chamant mitgeteilt, was er über die Geschichte des Schlosses und der dazugehörigen Gebäude erzählt; wenn er schließlich erwog, daß der feiste Monsieur Bourdin heut vormittag, während sie zwischen den gesprengten Blöcken des Steinbruchs „Bon espoir“ herumirrten, langschweifig erzählte, unbestätigten Gerüchten zufolge stammte dieser Steinbruch schon aus der Römerzeit. . . dann — dann. . . Alphonse de Marfillargues hob den Kopf und lehnte sich tiefer in den Stuhl zurück.

Eine Vermutung war da in ihm aufgeschossen — jäh, unvermittelt, phantastisch und doch fast schreckhaft klar.

Der Steinbruch „Bon espoir“ lag von St. Chamant annähernd vier Kilometer entfernt! Wenn es zuträfe, daß vom Hauptkeller des Kavalierrhauses ein versteckter Gang auslief und in einem noch aus der Römerzeit stammenden Steinbruche endigte — wie die Bleistiftnotizen auf der Skizze des Reims'er Architekten besagten — dann konnte dieser Steinbruch nur „Bon espoir“ sein!!

Erst eine Stunde später legte sich Alphonse de Marfillargues zu Bett. Dann schlief er tief und ruhig. Er besaß seinen Plan — bis in die minutiösesten Einzelheiten besaß er ihn. Die nächsten acht Tage gingen auf Leben und Tod. Er würde alles wagen und würde alles gewinnen — wenn nur das Schicksal oder der Zufall oder jene dämonische Gewalt, die ihm während der letzten vierundzwanzig Stunden alle Trümpfe in die Hand geschoben, nicht noch im letzten, im allerletzten Augenblick ihm im Stich ließ.

Tief und ruhig schlief Alphonse de Marfillargues; kein quälender, phantastischer wirrer Traum störte seine Ruhe. Mit ihm schlief sein Gewissen; gestorben war, was je an Gutem in ihm gewesen. Er war ein Korsar, der um das nackte Leben und gleichzeitig um Millionen kämpfte.

Er besaß den Mut, sein eigenes Leben durch den Schmutz zu zerren, er würde auch Mut genug besitzen, das Leben anderer zu vernichten.

(Fortsetzung folgt.)

Tanzende Derwische.

Von Helene Böhlau.

(Nachdruck verboten.)

Wir treten durch ein Tor von weißem Marmor in den geräumigen Vorhof. Er ist gedrängt voll von andächtigen Türken und neugierigen Fremden. Eine bunte Gesellschaft; Engländer, ein paar Franzosen; Deutsche mit dem Bäckler unter dem Arm, Heimreisende aus Indien, die den sonderbaren Eindruck machen, als hätte das Klima der Tropen ihnen die oberste europäische Kruste abgeschmolzen, — endlich, sich hier halb und halb schon zu Hause führende Russen, Stangen'sche Orient-Reisende, See-Offiziere und wohl auch bescheidene Handwerksburschen, die sich durchgefodten haben, — alle miteinander von den sehr klug dreinschauenden Dragomans und Hotel-Vohndienern geleitet und von den unvermeidlichen Kawaffen, diesen uniformierten, mit riesigen Schleppsäbeln bewaffneten Dienern der entsprechenden Gesandtschaften und Konsulate, gegen Mord und Totschlag sorgfältig bewacht und gehütet.

Es ist ein heißer Tag, es dauert lange, ehe sich die Tore des Klosters öffnen, und alles drängt sich in den Schatten unter die Platänen und an die Mauern. Endlich! Die Gläubigen werden zuerst eingelassen, was die Europäer, zumal die Engländer ganz unbegrifflich und höchst ungeziemend finden. Die Entrüstung der letzteren steigt aufs höchste, als von ihnen verlangt wird, den Hut beim Eintritt abzulegen. Erst nach mehrfacher, energisch wiederholter Aufforderung bequemen sie sich zögernd, einer nach dem anderen, diesem „unverschämten“ Ansinnen Folge zu leisten.

Ein weiter, runder, säulenumgebener Raum, in einfach würdiger Ausstattung, ohne jeden bildlichen Schmuck, zeigt sich uns; der mohammedanische Ritus verbietet ja jede Darstellung Gottes. Auf großen, grünen Tafeln stehen in schön geschwungenen, arabischen Schriftzügen die Namen Gottes, Mohammeds und der vier ersten Kalifen: Abu-Bekr, Omar, Othman, Ali. Auf den Emporen sehen wir dicht vergitterte Plätze für Frauen und für den Sultan (Badi'schah); durch die weit offenen, hohen Bogenfenster fällt der Blick auf den blauen, schiffbedeckten Bosporus und das asiatische Ufer, und aus dem Garten des Klosters lugen dunkle Zypressen- und Wipfel herein; Mäwen und Adler ziehen vorüber.

Die Türken haben schweigend ihre Plätze eingenommen und harren andächtig des Beginns, aber auf der Seite der Europäer, der „Schabkali“ — Schabkali heißen die Hutträger, im Gegenfaze zu den Gläubigen — geht es noch laut her; da wird geschwätzt, gelacht, gedrängt, umhergestiegen, mit den Vohndienern um bessere Plätze gekämpft, ohne jede Rücksicht.

Der Prior (Scheid) des Klosters ist mit ruhigem Schritt bis in die Mitte des Raumes getreten und hat sich mit gekreuzten Armen in der Richtung nach Mekka verneigt. Ein Gesang mit wunderlich eintöniger Flötenbegleitung erklingt. Sänger und Musiker bleiben jedoch unsichtbar. Diese leisen Klänge tragen etwas Eigenartliches, Elementares an sich; ich könnte sie kaum eine Kunstschöpfung nennen, sie sind eine Däufung von Lauten, die den gewaltigen Gang eines Natur-Ereignisses ankündigen. In meiner Verwunderung erinnerten mich diese uralten, überkommenen Weisen an Wagner, namentlich an manche Stellen aus seinen letzten Schöpfungen, in denen er sich auf den geheimnisvollen Grenzen hält, die zwischen der Kunst und den elementaren Ausbrüchen des Menschenherzens hinführen. Aber die dumpfen, mystischen Töne gehen im ungemerten Gepolde derer verloren, die auf Mohammeds Geheiß zugelassen sind: „Verlangt ein Heide oder Ungläubiger eine Freisatt, so gib sie ihm, damit auch er Gottes Wort höre. Also zu handeln ist Pflicht und Vorschrift gegen solch unwissende Leute.“

Unter den Klängen des Gesanges hat sich der Scheich der Sonne, dem Dichte, zugeneigt und hat Kraft erbeten, um Kraft austreten zu können.

Er steht mit verschränkten Armen, und schon naht der Zug der Derwische. Sie tragen weiße Unterkleider, sehr zartfarbene Mäntel und hohe, weiße Filzmützen; gebrechliche Greise gehen voran.

Jeder einzelne tritt mit einer tiefen Verbeugung auf den Scheich zu, läßt ihn auf Schulter und Arm und empfängt so die Kraft des Lichtes.

Der Scheich legt die Finger auf die Lippen, womit er sagt: „Ich gebe Dir das Zeichen des Schweigens. Heilig sei Dir das Mystereum.“

So tritt ein jeder wieder zu dem Scheich und empfängt die Kraft und das Zeichen des Schweigens.

Darauf umwandeln die frommen Brüder in zwei Zügen und in dem Schritte, mit dem die Ritter in Wagners Parzival um den Graf gehen, den säulenumgebenen Platz, wonach sie sich langsam paarweise vor dem Scheich verneigen und mit sicherer Grazie von rückwärts auf eine der Säulen aufschreiten.

Das geschieht von Paar zu Paar, bis ein jeder an seiner Säule steht.

Nun herrscht tiefe Stille. Die Derwische haben sich niedergelassen, fallen mit der Stirn auf den Fußboden und beten, einige laut, fast in Erlese.

Darauf neigt sich der Scheich wieder der Sonne zu, und während er sich erhebt, ertönt ein vielstimmiger Ton, ähnlich einem gewaltigen Windstoße. Die Derwische stehen auf, legen ihre Mäntel ab und zeigen sich jetzt in ihrer weißen, faltigen Gewändern,

die noch ein paar Handbreit um sie her auf dem Boden liegen, wie man es auf den alten Bildern heiliger Personen sieht.

Jetzt treten sie vor, einer gleich weit entfernt vom andern, und alle gleichmäßig gruppiert um den Mittelstein.

Die Musik schwillt an, und wieder geht ein Ton wie ein Windstoß durch den Raum: die Sterne bewegen sich im uraldigen Tante um die Sonne. So verkünden die Derwische im Tante die Macht Gottes. Ein jeder hält seine Arme hoch erhoben, die eine Hand zum Himmel, die andere zur Erde geneigt. Das ist so zu deuten: „Ich komme von der Erde und gehe aufwärts zum Himmel, das ist mein Weg, und ich empfang die Wohlthaten vom Himmel, um sie auf Erden zu üben und zu verteilen.“

Von dem Mittelpunkt der Tede hängt während dieser Zeremonie oftmals eine frische Rose herab, das Bild der Tugend. Sie soll daran erinnern, daß der nur, der tugendhaft ist, sich Gott, der den Lauf der Gestirne lenkt, nähern kann. Im Koran heißt es, wie ich schon einmal erwähnte: „Das menschliche Streben, Gott näher zu kommen, kann nur durch Tugend geschehen.“ Ein anderer Spruch, dessen ich mich hier gerade erinnere, und den ich niederzuschreiben will, um ihn nicht zu vergessen, da er mir bedeutend erscheint, lautet folgendermaßen: „Die Tugend ist der Mittelweg von zwei Extremen; so ist Demut eine Tugend, deren zwei äußerste Punkte Hochmut und Schwäche sind.“

Aber weiter zu dem Tante der Gestirne.

Jeder einzelne der Tanzenden bewegt sich auf das sicherste, denn wie sollte die Allmacht Gottes, der die Welt um die Sonne sich ewig gleich bewegen läßt, symbolisiert werden, wenn ein Stern den andern berühren würde! Der Derwisch, der sich des geringsten Verstoßes schuldig macht, dessen Kleideraum den seines Nebensternes berührt, würde der Strafe nicht entgehen; daher gehört eine strenge Uebung zu dieser Zeremonie.

Die langen, weißen Kleider mit ihren festen, breiten Säumen fliegen in weiten Kreisen; hierzu tönt unausgesetzt die gleichförmige Musik, die Musik der Sphären.

Der mittlere Derwisch, der die Sonne darstellt, um die sich die Gestirne drehen, ist ein Mann von großer Schönheit, eine schlankte Figur, zart gebaut, Gestalt und Kopf erinnern an die Bilder alter Perser.

Er führt die gleichmäßige, fast bewegungslose, rasche Bewegung mit einer ganz ergreifenden Majestät aus. Nie um einen Grad schneller oder langsamer.

Der Ausdruck seines schmalen, tierlichen Kopfes und dessen Haltung atmet hoheitsvolle Hingebung. Seine Gewandung umschwebt ihn in Falten, als hätte sie der Meißel eines griechischen Meisters geschaffen. Seine Hände, die er wie die anderen Tänzer, die eine zum Himmel gefehrt, die andere zur Erde geneigt hält, sind in ihrer Haltung wahrhaft berechtigt und von Geist und Willen durchströmt. Mehr als Worte es eindringlich sagen könnten, geben sie die Anschauung von dem Gedanken, der diese Haltung veranlaßt.

Was der wahre Künstler bei Schaffung seiner Gestalten hinzusetzt, um ihnen das Wesen des Vollkommenen, des Erhabenen oder Eigenartigen zu verleihen, das hatte dieser Mensch durch den Gedanken, die Sonne zu personifizieren, sich selbst gegeben.

Als der Tanz beendet war, wandelten die Derwische wie zuvor in zwei Zügen durch den Raum und verneigten sich wieder paarweise vor dem Scheich. Darauf schritt ein jeder abermals rückwärts seiner Säule zu. Vordem aber hatten die alten Derwische, die den Tanz nicht mehr mitmachen konnten, ihre von der Anstrengung glühend erhitzten Brüder wieder in die Mäntel gehüllt.

Nun zulezt eine Szene, die etwas Rührendes und Ergreifendes an sich trägt: Jeder einzelne berührt, bei dem Scheich beginnend, mit den Lippen die Hände seiner Brüder, und jeder einzelne erwiderte in derselben Weise den Kuß.

Das war die Zeremonie der tanzenden Derwische, zu der jeder Kawak, jeder Dragoman, jeder Kommissionär seine Fremden führt, so daß sich schließlich die Meinung gebildet hat, daß sich die Derwische zum besten der Engländer, Deutschen und Franzosen „produzieren“, und daß man in die Räume des Klosters wie zu einer Zirkusvorstellung gehen und sich danach benehmen kann.

Vermishtes.

* Wie man die ersten Kartoffeln in einer preussischen Stadt aufnahm. Viele Hindernisse mußten überwunden werden, ehe es gelang, die Kartoffeln, die uns ein unentbehrliches Nahrungsmittel geworden ist, in Deutschland einzuführen. Es war im Jahre 1743/44; in den östlichen Provinzen des damaligen Königreiches Preußen wüthete, infolge einer Mißernte alter Getreidefrüchte, eine entsetzliche Hungersnot. In Schwaben kamen zu dieser Zeit die Leute vom Lande in die Tore einer an der Dillsee gelegenen Hafenstadt hereingeströmt und jammernden kochten ganze Kessel voll Grünkohl und anderes Gemüse und und schrien in den Straßen um Brot. Die mitleidigen Einwohner verteilten es mit einem kleinen Stückchen Brot — denn auch sie hatten davon nicht viel — an die Hungernden. Eines Tages erwartete man ein Getreideschiff, das wenigstens der bittersten Not steuern sollte. Voll banger Erwartung stand das verzweifelte Volk und blickte auf das langsam heranrückende Schiff. Sätten alle diese stehenden Augen eine magnetische Kraft gehabt, das

Schiff wäre mit Windeseile in den Hafen eingelaufen, aber es kam nur ganz allmählich heran, und als die Buhdamer schon auf- und abtaumelten und glaubten, das Horn mit ihren Händen fassen zu können, da stieß das Schiff auf einen Felsen und ging im Ange- sichte der verzweifelten Menschen unter. Man konnte der Jammer keine Grenzen mehr. Zwar gelang es nach vieler Mühe, das Schiff wieder zu heben, aber das Getreide war nah. Doch Not bricht Eisen. Was man an Läden und Bakern nur aufstreifen konnte, wurde herbeigebracht, mit Getreide gefüllt und auf Straßen und Plätzen zum Trocknen ausgebreitet. Wie ein ungeheurer Kornspeicher muß die Stadt ausgesehen haben, aber das Korn wurde trocken, konnte gemahlen werden, und die erste Not war gefüllt. Friedrich II., der damals noch jung war und noch nicht „der Große“ hieß, sann auf Abhilfe. Zwei Jahre später ließ der Magistrat der Stadt durch Trommelschlag bekannt machen, daß jeder Gartenbesitzer sich vor dem Rathaus einzufinden habe, da Friedrich II. ihnen eine besondere Gnade erweisen wolle. Neugierig strömte alles herbei, was der König ihnen wohl schenken würde. Auf dem Rathaus gingen merkwürdige Knollen von Hand zu Hand, während eine umständliche Anweisung verlesen wurde, die aber in dem Getümmel völlig verloren ging. Eine solche Frucht hatte man noch nie gesehen. Man brach sie auseinander, beroch und besetzte sie und gab sie kopfschüttelnd an den Nachbar weiter. Die Hunde, denen man das neue Gewächs vor- hielt, schnüffelten daran herum, wollten aber auch nichts davon wissen. „Die Dinger riechen nicht und schmecken nicht; und nicht einmal die Hunde mögen sie fressen.“ hieß es. Die allgemeine Enttäuschung war groß, und in ihrem Zorn warfen viele das Gnadengeschenk ihres zornigen Königs kurzerhand auf den Mist. Einige, darunter auch die Großmutter des Chronisten, hielten es für gut, die Knollen auf einen Haufen zu schütten und mit ein wenig Erde zuzudecken. Es wuchs ein schöner Hitz heraus, und sie hatten geglaubt, es würde Bäume geben, von denen man dann nachher die Kartoffeln herunterschütteln könne. Andere hielten die Knollen einzeln in die Erde gesteckt, sich dann aber nicht weiter darum gekümmert. In den Sommermonaten gab es dann eine strenge Kartoffelkrankheit, denn schon der junge Fris ließ nicht mit sich spielen, und wer das königliche Geschenk mißachtet hatte, wurde mit einer kleinen Geldbuße belegt, worüber der Zaniner von neuem losbrach. Im Jahre darauf wiederholte der zähe König dennoch seine Sendung, schickte aber jetzt sachverständige Leute mit, die den Anbau leiteten. Nun ging es gleich besser, aber der Erzähler dieser kleinen Begebenheit hat doch erst im Jahre 1785 Kartoffeln im freien Felde gefunden.

Die Gurke. Die Urheimat der Gurke weist auf Nordindien hin, wo die gemeine Gurke noch jetzt wild wächst. In Indien dürfte auch die Gurkensucht schon auf ein paar Jahrtausende zurückzuführen. Die Chinesen lernten die Gurke erst ungefähr 200 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung kennen, dagegen war ihr Anbau schon lange vorher in Ägypten bekannt, wie durch Gräberfunde als erwiesen angesehen werden kann. Nach Griechenland kam diese Frucht un- gefähr 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung, und zwar aus den Ge- bieten von Kleinasien. In einigen Gegenden Griechenlands scheint sogar die Gurke ziemlich stark angebaut worden zu sein, wie daraus geschlossen werden kann, daß die Stadt Nekone, Wohnstadt, ihren Namen verlor und dafür Sikone oder Gurlenstadt genannt wurde. Von den Griechen kam dann die Gurke nach Rom. Ein großer Gurkenliebhaber war dort der Kaiser Tiberius. Er ließ diese Frucht auf beweglichen Behältern aufziehen, die in Stunden des Sonnen- scheins draußen standen, und die in kalten Stunden wieder in ge- schützten Kämmligkeiten untergebracht werden konnten. In Deutsch- land war die Gurkenaufzucht schon von Karl dem Großen eingeführt worden, aber eine große Ausbreitung gewann die Gurke doch erst durch Vermittlung der slavischen Völkerschaften. So ist auch die fanre Gurke eine Erfindung der Slaven. In Deutschland finden wir in der Gegenwart die Gurkensucht am stärksten verbreitet im Spreewald und in der Umgebung von Ulm, Erfurt, Quedlinburg und Raumburg.

Wleigewinnung bei Indianern. Auf deut- schen Ländereien in Guatemala, das als einziges Er- zlager Bleiminen besitzt, hat sich durch ganz besondere wirtschaftliche und geographische Verhältnisse eine wohl einzigartige Methode der Bleigewinnung erhalten, deren Kenntnis für uns um so wertvoller ist, als nur ganz selten, wie hier, die Möglichkeit besteht, ein ur- altes technisches Verfahren heute noch in voller Wirksamkeit beob- achten zu können. Der ganze Betrieb von der Förderung der blei- haltigen Erde bis zu ihrer Verhüttung ist vollkommen eingeborenen Indianerstämmen überlassen worden, die fern von menschlichen Siedlungen am Abhang der Hochgebirgskette des „Alto Cuchumatanes“ ihrer schweren Arbeit nachgehen. Die eigentlichen Mei- ninen befinden sich sonderbarerweise im Urwald; sie fügen sich, mehr als ein technischer Betrieb erwarten ließe, in die geheimnis- volle, schattige Stille ein, die unter den ungeheuren Eichen, Lorbeer- bäumen, Nestern und Fichten herrscht. Es sind schwarz gährende, kletterweite, freisrunde Höhlungen, die oft von dem gewaltig aus- ladenden Wurzelgestrich der Bäume umschlungen werden. Einige sind bis über 40 Meter Tiefe ausgegraben. Als „Fahrlust“ und zugleich zur Förderung der gewonnenen Masse dienen ausgekerbte Baumstämme, also nicht einmal regelrechte Leitern sind vorhanden.

Die seitlichen Stollen dürfen, da sie nicht ausgezimmert werden, nicht mehr als höchstens einen Quadratmeter Querschnitt besitzen. Nur die Fähigkeit des Lehmbodens bürgt dafür, daß der Stollen nicht einwärts wird. In Ueberräden, die auf dem Rücken getragen werden müssen, wird die mit der Erde gewonnene Erde wegge- schafft. Von diesem Mauthurfsbau nicht allzuweit entfernt, in einem engen Flußthal am Ufer eines Baches, wird diese Erde in einer Reihe senkrecht hintereinander angeordnete Holztröge ge- waschen, wobei die leichteren Erdbestandteile von der Strömung hinweggespült werden; zurück bleibt ein sandiger, loderer, sehr er- zhaltiger Bodensatz. Besonders sinnreich ist aber, wie Dr. J. Goebel im „Prometheus“ zeigt, der Schmelzofen, ein winziger Ofen von 2 Meter Höhe mit 1/2 Meter dicken Seitenwänden, neben den zur Erzeugung hoher Temperaturen ein 6 Meter hoher „Gebläse- turm“, oder besser ein „Gebläserohr“ gestellt ist. Es beruht auf dem gleichen Prinzip, wie eine moderne Wasserstrahl-Luftpumpe, indem auch seine Wirkung hier gegenteilig verwandt wird. Ein Teil des Baches ist nämlich in eine Dolgrinne abgeleitet, aus der das Wasser durch ein senkrecht Holzrohr in einen gemauerten halb- hölzernen Hohlraum fließt, beim Anprall oben durch Kuh- hörneröffnungen mitgerissene Luft wieder abströmt und seitlich durch ein Tonrohr zum Schmelzofen preßt, wo auf diese Weise eine starke Strömung zustande kommt. Nur dieses sehr sinnreiche Gebläse ermöglicht es, in einem mit Holztröge angefüllten Ofen das Metall restlos zum Schmelzen zu bringen, so daß es in Lehmbformen vor dem Ofen aufgefangen werden kann.

Neues über die Fischerei im Kriege. Durch die Absperrung des Meeres durch Minen und Kriegsfahrzeuge wurde die Fischerei in den europäischen Gewässern beargwün- scht sehr fühlbar geschädigt. Ganz besonders hat England in dieser Beziehung zu leiden, dessen Fischerbevölkerung an der Süd- und Ostküste vielfach der Not anheimgefallen ist, und auch die neutrale Fischerei wird durch die englische Willkür zur See immer mehr in Mitleidenschaft gezogen. Bekannt wurde in letzter Zeit vor allem die englische Bedrohung der Fischerei Norwegens und Hollands. Auch unsere deutschen Seefische sind, wie in einer Be- sprechung der diesbezüglichen Verhältnisse in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden „Deutschen Revue“ aus- geführt wird, naturgemäß selten geworden. In der Ditsche können gegenwärtig die besten Fischgründe nicht besetzt werden, und der Fang in der Nordsee muß infolge des Krieges gänzlich ruhen. Die von den Nordseefischereien bekanntlich auch in der Kriegszeit gezahlten guten Renten sind auf die Verpachtung ihrer Fahrzeuge an die Regierung zurückzuführen. Günstiger liegen die Verhält- nisse für die deutsche Binnenfischerei. Hier sei nochmals betont, daß die schlechte Benutzung nicht regelmäßig besetzt oder ab- gefischter Teiche, wie Dorf-, Haus-, Park- und Biegelteiche, höchst wertvolle Resultate zu ergeben vermag. In vielen solchen Teichen sind die eingefischten Belasfische, vor allem Karpfen und Schleie, im Herbst zu Speisefischen herangereift. In den Forellenbächen wurde durch die von den Behörden reger unterstützten Vereinigungen schnellwüchsiger Belas geschaff, der ebenfalls im Herbst genügend herangewachsen sein wird. Zur weiteren Besserung der Fischerei- erträge werden eine Anzahl behördlicher Verfügungen für die Winterzeit vorgeschlagen, wobei auch eine Beurteilung der Mann- schaften in den Fang- und Abfischzeiten wünschenswert erschiene. Auch könnten die Mindestmaße der Schonzeit, unbeschadet des Fortbestandes unserer Fische, für die Kriegszeit noch wesentlich herabgesetzt, manchmal sogar ganz aufgehoben werden.

Beim Film ist nichts unmöglich! Das folgende Geschichtchen, welches beweist, daß die modernen Filmunternehmer — wenigstens in Amerika — sich durch nichts verblüffen lassen und in ihrer Entschlossenheit, die Literatur der Flimmerleinwand zu erobern, selbst die kühnsten Erwartungen übertreffen, weiß Paris midi* zu berichten. Vor kurzem, so erzählt das Blatt, erhielt Anatole France von einer New Yorker Filmgesellschaft die telegraphische Anfrage, ob er die Erlaubnis zur Verfilmung seines Romans „Thais“ geben wolle. France, der bisher noch nichts mit der Kinokunst zu tun gehabt hatte, wollte diese unerwartete Anfrage mit einem Scherz erwidern, indem er zurücktelegraphierte, daß er für die Erlaubnis 75 000 Mk. verlange. Um so größer war sein Erstaunen, als er die lakonische Antwort erhielt, daß sein Vorschlag angenommen und das Geschäft als abgeschlossen zu betrachten sei. Jedenfalls eine Ueberraschung, die man sich gefallen lassen kann!

Magisches Quadrat.

In die Felder nebenstehenden Quadrats sind die Buchstaben

B E E H H N N O O O O R R R R

derart einzutragen, daß die waagerechten und senk- rechten Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:

1. Ein Blechblasinstrument.
2. Ein Holzblasinstrument.
3. Eine Pflanzengattung.
4. Römischen Kaiser.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Gleichklangrätsels in voriger Nummer: Granate.